



www.ref-olten.ch

Evangelisch-Reformierte
Kirchgemeinde Olten

Kirchen-Info

Ausgabe 55, 16. Jahrgang

Mit Veranstaltungsplakat von Januar bis März 2016

Thema dieser Ausgabe:
«Solidarität»



VORWORT



Liebe Leserinnen,
liebe Leser

Wenn Sie dieses Heft in Ihren Händen halten, ist Weihnachten bereits vorbei. Hoffentlich war es für Sie ein schönes Fest, das Sie im Kreise von lieben Menschen im warmen, behaglich dekorierten Wohnzimmer feiern durften. Vielleicht waren auch Kinder dabei, deren Augen beim Päckli Öffnen um die Wette strahlten.

Das Fest der Liebe macht uns immer wieder bewusst, dass wir Gebende und Empfangende sind. Wir dürfen Gutes tun, weil Gott uns Gutes erweist. Aus der erfahrenen Menschenfreundlichkeit Gottes sollen wir unsererseits der Menschenfreundlichkeit Ausdruck geben: «Lasst uns Gutes tun an jedermann.». Es geht dabei um eine aus dem Glauben gewachsene Grundhaltung, die nicht nur einer bestimmten Gruppe mit entsprechenden Qualitäten gilt, sondern

«Die Achtung der Menschenwürde ist ein Grundanliegen christlichen Glaubens.»

jedermann. Darum ist die grundsätzliche Achtung der Menschenwürde und der Menschenrechte ein Grundanliegen christlichen Glaubens.

Solidarität heisst gemeinsam handeln, am gleichen Strick ziehen, sich für einen guten Zweck engagieren und für das Gute eintreten. Und das gilt im grossen wie auch im kleinen Kreis, in der Ausländer- und Flüchtlingsfrage, aber auch in Familie und Schule, in der Firma und im Verein und natürlich in unserer Kirchgemeinde.

Ich wünsche Ihnen ein gesegnetes neues Jahr. Möge in Ihrem nahen Umfeld stets mindestens ein Mensch sein, auf den Sie sich verlassen und auf dessen Solidarität Sie zählen können.

Trudy Hottiger



Das höchste Gebot

Es wird viel über die Solidarität geredet und natürlich vor allem an sie appelliert.

Ich weiss nicht, wie es Ihnen geht. Aber ich habe manchmal den Eindruck: Jeder muss jederzeit und für alles solidarisch sein. Für Tiere, Wälder, Klima, Politik, Asyl, Terror, Nachhaltigkeit... und und und..

Der öffentliche Druck, sich diesen (meistens gutgemeinten) Anliegen anzuschliessen, ist hoch. Und als Christ sollte man doch erst recht ganz vorne dabeisein, oder? Legt man einmal die ganze Betroffenheitsrhetorik ab, klafft nicht selten ein grosser Graben zwischen Sein und Sollen. In der Regel fängt es ja schon in den eigenen vier Wänden an. Da hört man dann Sätze wie: „Ist ja schön, wenn der sich öffentlich engagiert! Nur wäre es wohl an der Zeit, wenn er besser mal wieder für seine Lieben zuhause da wäre?!“ Andererseits stimmt es nicht weniger traurig, wenn Menschen sich nur um sich selber und ihre eigenen Bedürfnisse und Wünsche drehen. Das geht doch auch nicht!

Was soll man, und was soll man nicht? Wie sieht richtiges Denken und Handeln aus, damit es Gott gefällt? Was sind Nebenschauplätze, und wo sind die wirklich klaren Linien? Wo ist es Heuchelei, und wo muss es unbedingt sichtbar werden?

Die Fragestellung ist nicht neu. Jesus hat sie – typisch für ihn – kurz, einfach und herausfordernd beantwortet. Was ist das höchste Gebot für ein anständiges, Gott und Menschen gefälliges Leben? Antwort von Jesus:

«Du sollst den Herrn, deinen Gott, lie-

ben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt.» Dies ist das höchste und grösste Gebot. Das andere aber ist dem gleich: «Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.» (Mat 22, 37-39).

Gott, der Nächste, ich selbst – das sind die drei Koordinaten – sozuagen das göttliche Dreieck für Denken, Wollen und Tun. Zuallererst: Wir sind nicht Gott. Wir können nicht alle Probleme

dieser Welt lösen – auch mit Geld und Erziehung nicht. Wer etwas anderes glaubt, hält sich für den lieben Gott. Und das ist Götzendienst.

Gott zu lieben mit allem was ich habe bedeutet: Ich weiss, woher ich mein Leben, meine Kreativität, meine Kraft und

alle glücklichen Umstände habe. Ich weiss auch, wo meine Grenzen liegen. Alles ist eine Gabe Gottes. Dafür gebe ich Ihm meine uneingeschränkte Liebe zurück. Aus dieser Anbetung entsteht eine Quelle. Sie gibt mir Kraft, seine Gebote zu achten und zu leben. Aus ihr schöpfe ich Verzeihung, Annahme, Liebe und Lebenssinn. Mein Lebensdurst wird gestillt. Oder wie Jesus sagt: «Wer von dem Wasser trinkt, das ich ihm gebe, der wird nie wieder Durst bekommen.» (Joh 4,14)

Wer von Menschen erwartet, einfach nur «gut» zu leben ohne diese innere Kraft, verkommt zum religiösen Moralapostel. Diese Art von Glauben wird freudlos und gesetzlich. Wenn ich aber aus der Quelle der Liebe, Vergebung und Hoffnung schöpfe, kann ich davon weitergeben. Wie ein Bettler, der andern Bettlern zeigt, wo man Brot bekommt. Soviel zur Beziehung zum Nächsten.

Zuletzt noch zu mir selbst: Ich darf mich

Bewegt von der grossen Flüchtlingsflut hat die Aargauerin Simone Maurer vor einem Jahr angefangen, aus alter Bettwäsche mit pflegeleichtem Inhalt, Decken für Flüchtlingskinder zu nähen. Sie hatte die Idee, dass jedes in der Schweiz ankommende Kind eine eigene, handgenähte Decke bekommt. Ob es in der Schweiz bleibt oder weiter reisen muss: die Decke bleibt bei ihm.

Menschen in der ganzen Schweiz – und auch schon in Deutschland und Österreich – haben angefangen beim Nähen dieser Decken mitzuhelfen. Genäht werden sie aus alten Duvetbezügen oder anderen, möglichst schon „weichgebrauchten“ Baumwollstoffen, die Füllung ist eine günstige Ikea-Decke die 60% waschbar ist: alles praktisch und pflegeleicht.

Weitere Informationen: www.minidecki.blogspot.ch oder

Ursula Rutschi-Probst, Trimbach, 062 293 30 62



annehmen und mögen! Ich darf in den Spiegel sehen und mit den Worten des Psalmendichters sagen: „Herr, ich danke dir dafür, dass du mich so wunderbar und einzigartig gemacht hast!“ (Ps 139,14)

Ehrlich: Ich habe mich viele Jahre lang nicht gemocht! Was ich im Spiegel sah, liess mich nicht freudig erschauern. Und weil ich mich nicht angenommen und geliebt fühlte, tat ich alles, um die Anerkennung von Menschen zu gewinnen. Ich war stets für die Anderen da, doch am Ende des Tages blieb mein Defizit ungedeckt. Ich handelte zwar

moralisch einwandfrei – aber Rennen und Tun behielt immer einen faden Beigeschmack. Das ging so lange, bis ich zu dieser unverschämten Freude der Jesusliebe durchgedrungen war. Heute verstehe ich besser, was mit diesem höchsten Gebot gemeint ist. Aus der Gottesliebe wächst die Bereitschaft, seine Gebote zu leben, sich selber zu mögen und andere ungeheuchelt auch zu lieben. So wächst Solidarität. Und alles nimmt seinen Anfang in Christus. Oder wie es in 1. Joh 4,19 heisst: „Wir lieben, weil Gott uns zuerst geliebt hat.“

Pfr. Bruno Waldvogel

Erich Huber übergibt den Stab an Bruno Waldvogel

In der ersten Ausgabe des Kirchen-Info im Jahr 2002 hiess es: «In künftigen Kirchen-Infos soll über jeden Pfarrkreis ein kleiner Bericht erscheinen. Das ist die Idee der Gruppe Öffentlichkeitsarbeit».

• **Erich Huber** vertrat von Anfang an den Pfarrkreis Wangen in der Arbeitsgruppe. Ein Mann der ersten Stunde, der die Realisation der Kirchen-Infos mit seinem theologischen Wissen geprägt hat. Dies gepaart mit seiner immerwährenden Bereitschaft, selber dafür Berichte zu schreiben oder Dritte für diese Aufgabe zu gewinnen, respektive

sie zu vermitteln. Er wirkte beratend und unterstützend, wo und wann immer seine Meinung oder Hilfe gefragt waren. Auf ihn konnte man stets zählen.

Lieber Erich, wir danken dir von Herzen für die fruchtbare Zusammenarbeit und die zahlreichen Spuren, die du in unseren Kirchen-Infos hinterlässt. Wir sind glücklich, dass wir deinen Nachfolger im Pfarramt Wangen, Bruno Waldvogel, in der Gruppe Öffentlichkeitsarbeit begrüßen dürfen.

• **Bruno Waldvogel** hat seine Berufung zum Pfarrer mit 30 Jahren gefunden. Zusammen mit seiner Frau Bea, Familienfrau und Lebensberaterin, hat er während der letzten 19 Jahre in der Gellertkirche in Basel gewirkt. Zuvor arbeitete er als Primarlehrer und Medienschafter. Ideale Voraussetzungen, um unsere Kirchen-Info in die Zukunft zu begleiten.

Lieber Bruno, wir heissen dich herzlich willkommen und freuen uns auf ein gesundes Miteinander.



Pfr. Bruno Waldvogel, Pfr. Erich Huber

Trudy Hottiger

Das Titelfoto dieser Ausgabe zeigt ein Bild des syrischen Malers Salam Ahmad, über den Sie mehr lesen auf Seite 4.



Inhalt

Seiten 2 und 3

- Das höchste Gebot
- Erich Huber übergibt den Stab an Bruno Waldvogel
- Kasten: Solidarität praktisch

Seiten 4 und 5

- Dankbar für die Solidarität
- Sie tragen das Kreuz – und den Krieg
- Kommentar: Wo bleibt die Solidarität?

Seiten 6 und 7

Agenda / Plakat

Seite 8 und 9

- Neue Gärten für neue Mitmenschen
- Dem Rad in die Speichen fallen
- Kasten: Filmabend Dietrich Bonhoeffer – «Die letzte Stufe»

Seite 10 und 11

- Interview mit Susanne Röthlisberger «So viel Hilfe wie nötig, so wenig Hilfe wie möglich»
- Kasten: Ökumenische Bahnhofskirche Zürich

Seite 12

- «Solidarität als selbstverständliches Handeln
- Filmabend «Helden, die keine sein wollen»

Salam Ahmad verarbeitet seine Erlebnisse in Syrien als Maler.

Solidarität und Glauben

Dankbar für die Solidarität

Überwältigt blickten der Syrer Salam Ahmad und seine Frau Lamaan auf die Visa der Schweizer Botschaft aus Istanbul. Sie durften in die Schweiz einreisen. Kurz vorher waren sie völlig verzweifelt und wussten nicht mehr, wie sie weiterleben könnten.

Salam war als Kurde in Syrien geboren und aufgewachsen. In Syrien schloss er das Studium in Philosophie und Psychologie ab. Eigentlich sollte er dann den Militärdienst antreten. Das tat er aber nicht, weil er sonst seinen Vater und seine Familie nicht hätte durchbringen können. So wurde er verhaftet. In den Gefängnissen erlebte er die Hölle. Der Raum im Gefängnis in Homs war nur 8 mal 4 Meter gross. Aber darin vegetierten um die hundert Gefangene. Viele verloren jede Hoffnung. Salam sagte während unseres Gesprächs: «Manchmal ist es schwierig, die eigene Geschichte zu erzählen». Dazu gehören auch die Zeiten der Bedrohung und Folter, z.B. als ein Soldat ihm mit ei-

nem Rasiermesser den Hals aufschlitzte. Aber es gab auch kleine, vielleicht kaum auffällige Lichtblitze. Einmal, als Salam, der Moslem, einem christlichen Offizier ein Kreuz-Tattoo auf den Arm malen sollte. Der Offizier erwies sich als liebenswürdiger Mensch, der Salam ehrenvoll behandelte.

Nach dem Militärdienst lehrte Salam an einer High School während 12 Jahren Philosophie. Zugleich war er Experte am Museum für moderne Künste in Aleppo. Als Kunstmaler restaurierte er dort auch wertvolle Gemälde. Zugleich zeigte er immer wieder seine eigenen Bilder in verschiedenen Ausstellungen. In dieser Zeit lernte er Christen kennen, die ihm ihre unerhörte Botschaft erzählten: Die Nachricht von Gott, der solidarisch zu den vom Tod bedrohten Menschen kam, in ihr Leid eintauchte und ihren Tod so auf sich zog, dass er stellvertretend für sie starb. Das war Revolution. Die Liebe von Christus und die Freundschaft dieser Christen berührten ihn sehr.

Als er ein Bild von Homs malte, die als Revolutionsstadt in Syrien gilt, verlor er

seine Arbeit und seine Lehrtätigkeit. Sein Haus wurde bombardiert und zerstört. Als auch noch seine Bilder vernichtet wurden, verstand er, dass sein Leben und das seiner Familie in höchster Gefahr waren.

So beschlossen Salam und Lamaan, mit den Kindern zu Fuss über die verschneiten Berge in die Türkei zu fliehen. Nach einer dramatischen Grenzüberschreitung landeten sie schliesslich in der Türkei, wussten aber nicht mehr weiter. Weil Lamaan eine Schwester in der Schweiz hatte, versuchte Salam, bei der Schweizer Botschaft in Istanbul Visa zu bekommen. Er betete zu Jesus und bat ihn um Hilfe. Und schliesslich kam die unglaubliche positive Antwort. Für Salam ist es klar: Jesus Christus ist die Verkörperung der Liebe Gottes. Und die hat ihn nicht im Stich gelassen. Gott hat sich solidarisch mit ihm gezeigt. Zugleich betont Salam immer wieder: Die Schweiz hat mir und meiner Familie das Leben gerettet. «Viele Schweizer haben mir geholfen. Ich bin ihnen unendlich dankbar.»

Pfr. Ulrich Salvisberg



Sie tragen das Kreuz – und den Krieg

Die Umwälzungen in Irak und Syrien vertreiben und entwurzeln Millionen. Besonders wichtig ist die Solidarität mit den Christen, da sie eine doppelte Bürde tragen.

Kirchen und Klöster, die den Aufstieg des Islam, den Kolonialismus und zwei Weltkriege überstanden haben, werden nun vom Islamischen Staat (IS) vernichtet. Aus vielen Dörfern wird die christliche Minderheit vertrieben oder gefangen genommen und ermordet. Assyrische Christen sprechen beispielsweise von einer unwiderruflichen Zerstörung ihrer Wurzeln.

Viele sind aus verschiedenen Gründen nicht in der Lage zu flüchten und jene die können, tragen oft eine doppelte Bürde: Sie versuchen sich vor dem Krieg in Sicherheit zu bringen und sie sind wegen ihrem Glauben zusätzlich in Gefahr.

«Open Doors» solidarisiert sich mit diesen gebeutelten Menschen und unterstützt zahlreiche Nahost-Kirchen, die sich für Vertriebene engagieren. So

wird vielen Christen und auch Muslimen in Not geholfen mit Nahrungsmitteln, Unterkunft und auch durch Traumabegleitung.

Ein Pfarrer aus dem Libanon, der syrischen Flüchtlingen beisteht, erinnert sich an einen jungen Mann. «Er erzählte, dass er so radikal war, dass er bereit war, ein Selbstmordattentat auszuführen. Getan hat er es nicht, weil er mit einem Christen in Kontakt gekommen war, der ihm den christlichen Glauben vorgestellt hat. Heute engagiert sich dieser junge Mann bei uns in der Kirche und hilft anderen.»

Immer wieder zeigt sich, dass viele der muslimischen Flüchtlinge fragend geworden sind, was im Namen ihrer Religion geschieht. Gleich ob hier in Europa oder in Camps im Nahen Osten – zahlreiche sind offen, wenn man ihnen in Liebe begegnet.

*Daniel Gerber,
Open Doors*

Mehr Informationen:
www.opendoors.ch

Kommentar

Wo bleibt die Solidarität?

Die mehrheitlich muslimischen und Arabisch sprechenden Flüchtlinge aus dem Nahen Osten strömen ins ferne Westeuropa, das kein Arabisch spricht und christlich geprägt ist. Dort müssen sie zudem einen kalten Winter erwarten.

Eigentlich würde eine Flucht in den nahen Süden in die angrenzenden reichen Ölstaaten zu erwarten sein. Dort spricht man Arabisch. Die Länder sind muslimisch und haben Platz. Aber die wollen keine armen Flüchtlinge aufnehmen. Amnesty International bezeichnet ihre fehlende Solidarität als besonders beschämend und sei Teil einer menschenverachtenden Grundeinstellung. Der saudische Herrscher will stattdessen in Deutschland 200 Moscheen bauen lassen. Wir fragen: in denen dann Botschaften verkündigt werden, die Grundlage islamischer Extremisten im Nahen Osten sind?

Die Auswirkungen dieser Botschaften spüren vor allem die Christen im Nahen Osten.

Der syrisch-katholische Patriarch von Antiochien, Ignatius Joseph III. Younan, hat dem Westen mangelnde Solidarität angesichts der Christenverfolgung im Nahen Osten vorgeworfen. Die gegenwärtige Lage der Christen sei dramatisch. «Die Christen wollen raus aus der Hölle, in der sie leben, sie sind nicht nur nicht sicher, sondern werden verfolgt», so der Patriarch.

Gerade darum sollten die vom Christentum geprägten westlichen Länder besonders diejenigen aufnehmen, die wegen ihrem christlichen Glauben am meisten leiden. Jesus hatte einmal gesagt: «Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.» Das wäre echte Solidarität.

Pfr. Ulrich Salvisberg



Solidarität im Alltag

Neue Gärten für neue Mitmenschen in unserer Region

Das Hilfswerk der Evangelischen Kirchen Schweiz HEKS pachtet an verschiedenen Standorten Gartenparzellen in öffentlichen Gartenarealen und bewirtschaftet diese zusammen mit Flüchtlingsfrauen.

Aktuell sind es in der Region Aargau/Solothurn fünf Gärten in Solothurn, Aarau, Buchs, Rheinfelden und Rütihof. Das HEKS ist grundsätzlich daran interessiert weitere Gärten aufzubauen – es ist einfach immer auch eine Frage des Geldes...

Schon vor der Flucht aus ihrem Land gehörte die Garten- und Feldarbeit für viele Frauen zum Alltag. Das Projekt baut auf ihren Ressourcen und ihrem Wissen auf. Mit Hilfe des Gartens bekommen die Teilnehmerinnen, die in

ihrer Heimat viel zurück lassen mussten, wieder Boden unter den Füßen. Im Garten wird wenn immer möglich Deutsch gesprochen, gleichzeitig werden die Frauen bei Bedarf im biologischen Gärtnern und Kompostieren unterstützt. Die anfallenden Arbeiten erledigen sie eigenständig. Es findet ein reger Austausch über das Leben in der Schweiz statt, und die Projektmitarbeitenden gewährleisten die Vermittlung von Informationen über örtliche Integrations-, Rechts- und Gesundheitsangebote. Die Kinder der Teilnehmerinnen sind in den Gärten willkommen, werden ins Projekt eingebunden und verbringen einen Teil ihrer Freizeit im Freien beim Spielen.

Durch die Arbeit im Garten erhalten die Frauen eine sinnvolle Beschäftigung, Zugang zu einer gesundheitsfördernden Betätigung und Unterstützung in soziale Fragen. «HEKS Neue Gärten»

ist ein handfestes, praxisorientiertes Integrationsangebot.

Im vergangenen Jahr haben 50 Flüchtlingsfrauen aus 16 Nationen im Programm «HEKS Neue Gärten» Aargau/Solothurn teilgenommen. Unterrichtet und begleitet wurden sie von drei Gartenfach-

frauen und 19 Freiwilligen. Die Gartenfläche der 19,5 Parzellen betrug 3'620 Quadratmeter. Sechzehn Vor- und Primarschulkinder wurden regelmässig betreut. Während den Schulferien wa-

«HEKS Neue Gärten» ist ein handfestes, praxisorientiertes Integrationsangebot vor allem für Frauen.



Die Teilnehmerinnen werden bei der Gartenarbeit begleitet und unterstützt – und bekommen wieder Boden unter den Füßen.

Spenden und helfen

Das HEKS-Projekt «Neue Gärten Aargau/Solothurn» wird auch durch Kollekten in unserer Kirchgemeinde unterstützt. Weitere Spenden zugunsten des Projekts überweisen Sie bitte auf das **Postkonto 50-974-5**, Vermerk: Neue Gärten.

Jeweils im Frühling sucht das HEKS freiwillige Frauen, die Freude haben, sich an einem halben Tag pro Woche in diesem Projekt zu engagieren. Interessentinnen melden sich ab März 2016 bei:

Regula Rickenbacher
neuegaerten-aargau@heks.ch
062 836 30 23



Die Kinder der Teilnehmerinnen werden ins Projekt eingebunden.



Schon vor der Flucht aus ihrem Land gehörte die Garten- und Feldarbeit für viele Frauen zum Alltag. Das Projekt baut auf ihren Ressourcen und ihrem Wissen auf.

ren es mehr. Ungefähr 60 weitere Personen (Ehemänner, Eltern, Freundinnen) nutzen den Garten regelmässig als Freizeit- und Erholungsort und profitieren zuhause vom neuen Wissen der Kursteilnehmerinnen mit.

Sechs Teilnehmerinnen haben während dem vergangenen Jahr als Anschlusslösung (für die Mitwirkung im Programm sind zwei Jahre vorgesehen) einen eigenen Garten gepachtet. Die zuständige Gartenfachfrau des HEKS steht ihnen während eines weiteren Jahres als Ansprechperson bei Fragen und Notfällen zur Seite.

Die Auswertungen zeigen, dass sich bei einer grossen Mehrheit der Teilnehmerinnen Deutschkenntnisse, Lebensqualität, Gesundheit und Selbstvertrauen durch die Arbeit im Garten spürbar verbessert haben. Alle schätzen die Vernetzung mit anderen Migrantinnen und Schweizer Freiwilligen sowie den GartennachbarnInnen.

Spezielle Fortschritte zeigten jene ehemaligen Teilnehmerinnen, welche neu als «Multiplikatorinnen» eingesetzt wurden. Sie gaben ihr Wissen an andere Frauen weiter und konnten ihre Kompetenzen stärken und erweitern.

Ursula Rutschli

Filmabend: Dietrich Bonhoeffer – Die letzte Stufe

Der dramatische Film aus dem Jahr 2000 erzählt die Lebensgeschichte des lutherischen Theologen und Widerstandskämpfers Dietrich Bonhoeffer. «Wer bin ich?» fragt er sich. «Bin ich beides zugleich? Vor Menschen ein Heuchler – und vor mir selbst ein wehleidiger Schwächling?»

Wir laden Sie herzlich ein, sich den Film am **Sa, 23. Januar 2016, um 19.30 Uhr**, im Kirchgemeindesaal der Zwinglikirche Dulliken anzuschauen. Beisammensein mit Kaffee und Kuchen im Anschluss.

Waltraud Ellenberger/Trudy Hottiger

«Dem Rad in die Speichen fallen»

Dietrich Bonhoeffer ist zum leuchtenden ökumenischen Vorbild geworden in einer an echten Vorbildern armen Zeit. Der berühmte Widerstandskämpfer gegen die Nazi-Diktatur hat Solidarität zu leben versucht – und mit dem Leben bezahlt.

Mit dem Namen Dietrich Bonhoeffer verbinden sich Gedanken wie Liebe zur Freiheit und starker Glaube an gemeinsame Werte. Durch seine aus dem christlichen Glauben erwachsene Solidarität mit den Opfern des Regimes ist er zum modernen Märtyrer geworden.

In die Wiege wurde ihm das nicht gelegt, stammte er doch aus einer grossbürgerlichen, einflussreichen Familie ohne jede materielle Sorgen. Sein Vater war Chefarzt an der Charité, der grössten Berliner Klinik. Mit dem Aufkommen des Nationalsozialismus und der Verfolgung der Juden fühlte Bonhoeffer sich zum Handeln gezwungen.

Die Folgen der Diskriminierung erlebte er durch seinen jüdischen Freund Franz Hildebrandt und den Ehemann seiner Zwillingschwester Sabine, Gerhard Leibholz, unmittelbar mit. Im Juni 1933 – Hitler hatte gerade die Macht ergriffen und die Zensur war noch nicht überall durchgedrungen – veröffentlichte er seine Schrift «Die Kirche vor der Judenfrage». Veranlasst wurde er dazu durch den Boykott jüdischer Geschäfte am 1. April 1933 und den Arierparagraphen im «Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums», das Juden ein Berufsverbot im Staatsdienst auferlegte. Bonhoeffer stellt die Nazi-Rassenideo-

logie in Frage und tritt für ein kirchliches Widerstandsrecht ein. Öffentliche Aufgabe der Kirche könnte es werden, nicht nur die Opfer unter dem Rad zu verbinden, sondern dem Rad selbst in die Speichen zu fallen. Solches Handeln wäre unmittelbar politisches Handeln der Kirche und ist nur dann möglich und gefordert, wenn die Kirche den Staat in seiner Recht und Ordnung schaffenden Funktion versagen sieht, d.h. wenn sie den Staat hemmungslos ein Zuviel oder

ein Zuwenig an Ordnung und Recht verwirklichen sieht. (Aus: Margot Kässmann, Gott will Taten sehen. Christlicher Widerstand gegen Hitler, S. 284)

«Durch seine Solidarität mit den Opfern ist Bonhoeffer zum modernen Märtyrer geworden.»

Ab Oktober 1933 ging Bonhoeffer als Gemeindepfarrer nach London, um der Verfolgung zu entgehen und um aus dem Exil Pläne für ein Eingreifen zu schmieden, wie er gegenüber Karl Barth begründete.

Das berühmte Wort «Dem Rad selbst in die Speichen fallen» hat er folgendermassen veranschaulicht: **Wenn ein Wahnsinniger mit dem Auto über den Kurfürstendamm in Berlin aufs Trottoir rase und Unzählige verletze, dann könne es nicht die erste Aufgabe sein, die Verletzten zu verbinden sondern dem Übeltäter die Herrschaft über das Auto zu entreissen.**

Bonhoeffer kommt zurück nach Deutschland und schliesst sich dem organisierten Widerstand an. Im Haus seiner Eltern finden Treffen der Verschwörer gegen Hitler statt. Ein geplantes Attentat auf Hitler scheitert. Bonhoeffer wird verhaftet und kurz vor der Kapitulation des 3. Reiches auf Befehl Hitlers hingerichtet.

Pfr. Erich Huber



Solidarität und ihre Grenzen

«So viel Hilfe wie nötig, so wenig Hilfe wie möglich»

Solidarität ist ein durchaus positiver Begriff – gerade, wenn der Aspekt der Nächstenliebe im Vordergrund steht. Aber Solidarität kann – übertrieben ausgelegt und gelebt – auch negativ, ja zerstörerisch sein. Wo sind die Grenzen?

Susanne Röthlisberger ist Seelsorgerin und Physiotherapeutin in Hägendorf. Solidarität ist für sie ein wichtiger Begriff – sowohl im Bereich der Seelsorge als auch im Zusammenhang mit ihrer Arbeit als Physiotherapeutin. Deshalb hat sie sich auch intensiv mit den Grenzen von Solidarität auseinandergesetzt.

Frau Röthlisberger, Solidarität hat viel mit Nächstenliebe zu tun, das heisst: Ideen von Mitmenschen mitzutragen, sie zu unterstützen, im Notfall für sie da zu sein. Wie definieren Sie Solidarität?

Solidarisch sein heisst für mich, sich über eine Sache einig zu sein, gemeinsam an einem Strick zu ziehen, eine gegenseitige Verpflichtung einzugehen, ein gemeinsames Ziel vor Augen zu haben und miteinander darauf hinarbeiten. Spontan fallen mir dazu Beispiele wie Genossenschaften, Stiftungen, Krankenkassen und Versicherungen ein. Unser ganzes Sozialsystem ist auf dem Prinzip der Solidarität aufgebaut. Es ist eigentlich aus dem christlichen Gedanken der Nächstenliebe entstanden: Gegenseitige Hilfe und Absicherung im Notfall.

Solidarisch sein kann auch heissen, für jemanden den Kopf hinzuhalten. Beispiel: Wenn man mit einem Partner einen Kredit aufnimmt und solidarisch haftet, kann es sein, dass

man plötzlich die ganze Last alleine tragen muss, falls der Partner nicht mehr zahlen kann oder will. Ein negativer Aspekt von Solidarität?

Ja, aber es ist ein gewollter Aspekt bei Notlagen. Im kollektiven Sinn bei Versicherungen etc. verteilt sich die Last auf viele. Schwierig wird es, wenn es einen Einzelnen betrifft, denn da kann es sehr negativ ausgehen. Gerade im Geschäfts- und Finanzbereich sollte man sich daher sehr gut überlegen, mit wem man sich solidarisiert. In der Bibel im Buch der Sprüche rät Salomo, der ja für seine Weisheit berühmt ist, mehrfach davon ab, für jemand zu bürgen, z.B. Spr. 11,15: «Wer für die Schulden eines Fremden Bürgschaft leistet, ist übel dran». Auch Jesus spricht im Zusammenhang mit Hausbau davon, die Kosten im Voraus zu überschlagen. Das gilt für jede Investition.

Wenn man jemandem vertraut, sich mit ihm zusammentut und dann merkt, dass der andere einen nur für seine eigenen Zwecke ausnützt, dann ist das ein Missbrauch der Solidarität und somit ihr Ende. Wenn man das zu spät merkt, ist man tatsächlich der Dumme.

Solidarität muss Grenzen haben, sonst droht die Selbstaufgabe. Wie solidarisch darf oder muss eine Therapeutin mit ihren Patienten sein?

Mein Selbstverständnis als Therapeutin ist, dass ich grundsätzlich immer mit meinen Patienten solidarisch bin in dem Sinn, dass ich mich auf ihr Problem einlasse, mich einfühle und sie wertschätze. In einem zweiten Schritt heisst für mich solidarisch sein, mit ihnen zusammen ein realistisches Therapieziel zu formulieren und dieses gemeinsam an-

zusteuern. Die Betonung liegt für mich dabei auf gemeinsam. Die Solidargemeinschaft endet, wenn das Ziel erreicht ist. Bereits in meiner Ausbildung habe ich das physiotherapeutische Prinzip gelernt (z.B. bei Patienten nach Operationen): «So viel Hilfe wie nötig, so wenig Hilfe wie möglich.»

Es geht ja darum, dem bedürftigen Menschen seine Selbständigkeit und Selbstwirksamkeit zurückzugeben oder zu erhalten und nicht darum, für ihn zu handeln, wo er etwas selbst kann oder lernen soll. Die Patienten müssen mitarbeiten, sonst ist das Ziel nicht erreichbar. Wenn jemand nicht mitarbeitet, ist keine Solidarität/ Einigkeit mehr gegeben. Da hat die Therapie ihre Grenzen. Und diese darf ich wahrnehmen und auch ausdrücken.

«Wenn jemand nicht mitarbeitet, ist keine Solidarität mehr gegeben. Da hat die Therapie Grenzen.»

Gibt es weitere Grenzen?

Eine Grenze ist auch da, wo ich merke, dass ich die Probleme der Patienten in mein Privatleben mit hineinnehme. Mir hilft es dann, die Menschen im Gebet in Gottes Hände

abzugeben. Ich bin schlussendlich nur sein «Werkzeug». Eigentliche Heilung kann ich nicht bewirken, das kann nur Gott. Ich helfe nur, die Selbstheilungskräfte des Körpers oder der Seele anzuregen. Und ich achte darauf, die Balance zwischen Nähe und einer gesunden Distanz zu meinen Patienten zu bewahren. Abgrenzung ist etwas grundlegend Wichtiges für alle, die helfend arbeiten. In diesem Sinne ist es für mich auch wichtig geworden, auf Gott zu hören, was überhaupt mein Auftrag ist und was nicht. Das nenne ich jetzt etwas provokant Solidarität zwischen Gott und mir, die nicht unbedingt kompatibel ist mit dem, was Menschen von mir wollen.

- «Weigere dich nicht, dem Gutes zu tun, der ein Anrecht darauf hat, wenn es in deiner Macht steht, es zu tun.» (Sprüche 3, 27, Zürcher Bibel)
- «Wenn ein Mitmensch Hilfe braucht und du ihm helfen kannst, dann weigere dich nicht, es zu tun.» (Sprüche 3, 27, Gute Nachricht Bibel)

Eine zeitlose Wahrheit, Gutes einem andern nicht zu verweigern. Vor allem dann nicht, wenn ich es vermag. Ich muss also mich und mein Vermögen prüfen, nicht einfach voreilig, unüberlegt drein schießen, aber ich muss mich ehrlich prüfen. Und dann Gutes dem andern nicht verweigern. Das Profil des Andern, des Empfängers meiner Guttat übermittelt mir die zweite Satzhälfte: Es ist einer, der sie braucht, der es verdient, ein Bedürftiger, der Anspruch darauf hat, er braucht Hilfe.

Weg-Wort der ökumenischen Bahnhofskirche im Hauptbahnhof Zürich vom August 2015.

Ein schwieriges Feld ist die Familie. Wir sind als Christinnen und Christen verpflichtet, zum Beispiel mit unseren Eltern solidarisch zu sein und sie bei Bedarf im Alter auch zu pflegen. Wo darf/soll/muss man hier – trotz aller Nächstenliebe und trotz aller Pflichtgefühle – Grenzen setzen?

Ja, das ist in der Tat ein schwieriger Bereich. Weil da Emotionen mit im Spiel sind, ist Grenzen setzen oft viel schwerer. Und da konkurriert die Nächstenliebe mit der Selbstliebe. Selbstliebe hat nichts mit

Egoismus zu tun, sondern mit Selbstwert, Selbstachtung und Selbstfürsorge.

Bei dem Gebot «Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!» wird meistens der zweite Teil vergessen. Nach dem Motto: selbst liebt sich ja sowieso jeder. Das ist aber gerade in christlichen Kreisen häufig nicht so. Da findet man sehr oft Menschen mit «Helfersyndrom», die mit ihrem Denken und Handeln mehr bei anderen sind als bei sich selbst.

Hier drängt sich die Frage auf: Wo ist die Grenze?

Es ist für ein gesundes Miteinander wichtig, die Bedürfnisse des Nächsten UND die eigenen wahrzunehmen. Die Grenze ist da, wo man am Dienen / Helfen kaputtgeht. Das bedeutet bei der Pflege der Eltern, Hilfe von aussen in Anspruch zu nehmen und sich dafür nicht zu schämen, weil man meint, zu versagen und seine Eltern im Stich zu lassen. Hilfe anzunehmen ist legitim. Dann besteht ein Gleichgewicht zwischen der Wertschätzung des anderen und der Selbstwertschätzung, der Fürsorge für andere und der Selbstfürsorge.

ge. Gott will nicht, dass wir andere lieben und im Helfen selbst dabei kaputt gehen.

Was empfehlen Sie Menschen, die jemanden schon seit geraumer Zeit pflegen und zwischen-

durch einfach genug haben?
Damit man über längere Zeit helfen kann, egal, in welchem Bereich, muss man eigene Ressourcen pflegen im Sinne «Was tut mir gut? Wo kann ich auftanken? Was gibt mir meine verbrauchten Kräfte

zurück? Wie finde ich Zeit für mich?» Oder ganzheitlich ausgedrückt: «Was brauche ich für meine körperliche, seelische, geistige, soziale und finanzielle Gesundheit?» Kein Mensch kann im-

mer nur geben. Sonst kommt unweigerlich das Ausbrennen, das Burnout, die Erschöpfungsdepression oder gar der Zusammenbruch. Auch Jesus, der so vielen Menschen geholfen hat, zog sich immer wieder in die Einsamkeit zurück, um aufzutanken und mit Gott zu reden. Nicht umsonst spricht man in Helferberufen von «Psychohygiene» und «Seelsorge an der eigenen Seele». Das braucht ein sich Spüren, sich selbst Wahrnehmen. Das heisst, auf den Körper und das Bauchgefühl achten, bei sich und den eigenen Bedürfnissen sein, «nein» sagen und Grenzen setzen. Das muss unter Umständen mühsam gelernt werden. Denn gerade bei Christinnen und Christen ist dieses Programm oft gar nicht vorhanden.

Nur gewissenhafte und um Nächstenliebe bemühte Menschen können in einen Solidaritäts-Konflikt kommen. Wem seine Mitmenschen egal sind, hat in dieser Welt ein Problem weniger. Was sagen Sie zu dieser provokanten These?

Dem stimme ich voll zu. Hedonistisch veranlagte Menschen, die nur nach dem Lustprinzip leben, erscheinen nicht in der Seelsorge. Sie haben keine Probleme mit sich. Sie haben höchstens ein Problem, weil andere mit ihnen ein Problem haben.

Es sind die, die gerne helfen, die es allen recht machen wollen, die immer für andere da sind, die ihre Pflicht erfüllen wollen, die man Tag und Nacht anrufen kann, die in Gefahr sind, ausgenutzt zu werden. Diese sind es, die irgendwann an ihre Grenzen kommen und nicht mehr können. Da sollte man vielleicht von Solidarität mit sich selbst sprechen.

Vielen Dank, Frau Röthlisberger, für Ihre interessanten Antworten.

Markus Emch



Susanne Röthlisberger, Seelsorgerin und Physiotherapeutin. Mehr über ihre Person und Arbeit findet sich im Internet: www.perspektivenimpulse.ch

Organ für die Mitglieder der Evangelisch-Reformierten Kirchgemeinde Olten.

Herausgeber: Evang.-Ref. Kirchgemeinde Olten / Veranstaltungen und Hinweise: www.ref-olten.ch

Erscheinung: 4 x jährlich zum Quartalsende in einer Auflage von rund 7000 Exemplaren

Redaktion, Verwaltung: Evang.-Ref. Kirchgemeinde, Gruppe Öffentlichkeitsarbeit, Jurastrasse 20, 4600 Olten, 062 212 16 26

Gruppe Öffentlichkeitsarbeit: Trudy Hottiger (Leitung, Kirchgemeinderätin), Markus Emch (Beratung/Produktion), Susanne Gysin (Olten), Bruno Waldvogel (Wangen), Ursula Rutschi (Trimbach), Ulrich Salvisberg (Hägendorf), Waltraud Ellenberger (Dulliken), Susanne Rudin (Sekretariat Zentrale Dienste), Andy Wurzer (Leiter Fachstelle Jugendarbeit).

Produktion: agentur meo verlag ag, Wilerweg 86, 4600 Olten, 062 296 16 15

Druck: Dietschi AG, Print & Design, 4600 Olten

Solidarität als selbstverständliches Handeln

«Was ihr einem dieser meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.» (Mt 25,40) Diesen Auftrag von Jesus gingen Schülerinnen und Schüler der Oberstufe Wangen unter Wolfgang Akermann mit-hilfe des Films «Helden, die kei-ne sein wollten» auf den Grund.

Warum soll ich mich für den anderen engagieren? Was bringt es mir? Macht solidarisches Handeln Sinn?

Fragen von Jugendlichen in einer Zeit, wo oft die eigenen Interessen höher bewertet werden als die des anderen. Fragen in der heutigen Zeit, wo viele Menschen verfolgt sind und unter Not leiden. Macht es für uns Christen besonders Sinn zu helfen und Zivilcourage zu zeigen? Antworten finden und aufzeigen, was passiert, wenn nicht geholfen wird, das waren die Aufgaben, die anstanden.

Im Film «Helden, die keine sein wollten» wird ein dunkles Kapitel der Geschichte beleuchtet und aufgezeigt, wie den- noch Lichter der Hoffnung aufflammten.



Symbolbild: Während des Zweiten Weltkrieges kämpften viele jungen Franzosen im Untergrund und retteten so viele Menschenleben.

Im Zweiten Weltkrieg setzten sich Men- schen in Frankreich, einem kleinen Dorf in den Cevennen, unter Todesgefahr für Verfolgte ein. Sie retteten unter der Leitung des protestantischen Pfarrers und seiner Frau mehr als 3500 Juden vor der Deportation in die Vernichtungs- lager der Nazis. Wer als Verfolgter in diesem Dorf ankam, wurde aufgenom- men und vor den Verfolgern versteckt. Mutig überreichten Schüler bei einem Besuch des damaligen Ministers für Jugend ein Schreiben. «Wir haben von den schrecklichen Szenen erfahren, die sich vor drei Wochen in Paris abgespielt haben», hiess es darin, «es ist uns aus

«Wir haben nur das getan, was getan werden musste.»

diesem Grunde wichtig, Ih- nen mitzuteilen, dass unter uns auch Juden sind (...) Wenn unsere Schulkamara- den, deren einziger Fehler ist, an einem andern Ort ge- boren zu sein, den Befehl er- hielten, sich abtransportieren oder auch nur zählen zu lassen, würden wir sie ermutigen, sich diesem Befehl zu verweigern, und uns Mühe zu geben, sie so gut wie möglich zu verstecken.» Der Mut und die Zivilcourage der Ju- gendlichen sollte nicht folgenlos blei- ben. Trotz verschärfter Verfolgung hielt die eingeschworene Dorfgemeinschaft zusammen und half weiterhin den Ver- folgten.

Kann das Verhalten der damaligen Dorfbewohner für uns auch noch heu- te ein Vorbild für solidarisches Handeln sein? Schnell wurde diese Frage nach Austausch und Diskussion in der Klas- se bejaht. Die anderen Fragen, nach dem Sinn und ob es etwas bringt, sich für andere einzusetzen, erlebten nach dem Film ganz neue Gesichtspunkte. Beeindruckend für alle war das Verhal- ten der Helfer von damals nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges. US-Prä-

Filmabend

Schülerinnen und Schüler der Ober- stufe Wangen präsentieren den Film «Helden, die keine sein wollten» als Anregung für alle zum solidarischen Handeln.

Freitag, 22. Januar 2016
Reformierte Kirche Wangen
20 Uhr

Der Eintritt ist frei, die Kollekte soll gezielt – als Beitrag der Wangener Schüler – ein Hilfsprojekt unter der Schirmherrschaft des Schweizer Evangelischen Kirchenbunds «Hilfe für Syrische Flüchtlinge» unterstüt- zen.

sident Obama erinnerte in einer Rede an die Dorfgemeinschaft: «Nicht ein einziger Jude, der kam, wurde abge- wiesen oder verraten», sagte er, «doch es dauerte noch Jahrzehnte, bis die Dorfbewohner von dem erzählten, was sie getan hatten – und auch dann taten sie es nur widerstrebend. Sie sagten: «Wir haben nur das getan, was getan werden musste.»»

Andy Wurzer,
 Wolfgang Akermann